

Heinrich Federers literarischer Nachlaß

Bald zwei Jahre sind seit dem allzu frühen Hinscheiden des großen Schweizer Erzählers Federer verfloßen, und immer noch können sich die Freunde und Verehrer des begnadeten Dichters an den Gedanken, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt, nur schwer gewöhnen: so taufrißlich, unverbraucht und lebenswahr muten uns heute noch seine herrlichen Geisteserzeugnisse an. Das gilt nicht nur von den zu Lebzeiten Federers erschienenen, in Hunderttausenden von Büchern und Broschüren verbreiteten Erzählungen, es bewahrheitet sich auch bei einer Reihe von lebenssprühenden Schriften, die nach seinem Tode aus dem literarischen Nachlaß des beliebten Autors herausgegeben wurden.

Allerdings darf man den Ausdruck „Nachlaß“ nicht allzu wörtlich nehmen. Schon gleich das vom Verlag geschmackvoll ausgestattete, mit 8 Tafeln geschmückte Buch: Heinrich Federer, Nikolaus von Flüe¹, das Ende 1928 in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ erschien, ist, wie der Herausgeber in seinem aufschlußreichen Nachwort berichtet, kein Erstabdruck, wohl aber eine vom Dichter selbst noch für eine Neuauflage vorbereitete, vermehrte und verbesserte Fassung der umfangreichen Jubiläumsabhandlung, die Federer in der Zeitschrift „Die Schweiz“ unter dem Titel „Nikolaus von der Flüe (1417—1487). Gedanken und Studien zum 21. März 1917“ über den volkstümlichen urschweizerischen Seligen veröffentlicht hatte. Die durch acht Monatshefte gehende Studie ist trotz dieser für eine Zeitschrift ungewöhnlichen Länge ein Torso geblieben. Der kranke Dichter, der mit ganzer Seele sich monatelang dieser Arbeit widmete und den Plan einer großen Bruder-Klaus-Biographie bis an sein Lebensende nie aus den Augen verlor, fand zuletzt nicht mehr Muße und Kraft, das verheißungsvoll begonnene Werk zu vollenden. Mit dem Abschied Nikolaus' von Flüe von seiner Familie und dem Beginn seines Eremitenlebens bricht die Darstellung ab.

Dennoch zählt dieses Bruchstück zum eigenartigsten, bodenständigsten und auch wohl wertvollsten Schrifttum über den mystischen Obwaldner Bauern und edelsten Schweizer, der heute auch von seinen andersgläubigen Landsleuten in ehrlicher Bewunderung als der größte eidgenössische Vaterlandsfreund anerkannt und gefeiert wird. Dabei handelt es sich nicht etwa um ein poetisch verklärtes oder belletristisch verwässertes Lebensbild des Seligen, sondern um eine auf ernsten, gründlichen und umfassenden Quellenstudien aufgebaute wissenschaftliche Darstellung. Man staunt geradezu über die zeitraubende, eindringende Gelehrtenarbeit, die hier von einem phantasiebeschwingten, schöpferischen Dichter in zäher Ausdauer geleistet wurde. Daß Federer selbst so verwickelte, nicht unmittelbar mit der Person des Seligen in Verbindung stehende zeitgenössische politische Sensationen wie den „Mötteli-handel“, den „Detektivroman“ des Abenteurers Kaspar Koller, die „Peter Amstalden-Tragödie“ in den Bereich seiner Forschung zieht, beweist, auf welcher breiter Grundlage er seine Biographie des großen Eremiten und Friedens-

¹ Mit einem Nachwort von Harry Maync. gr. 8° (144 S.) Frauenfeld u. Leipzig (o. J.), Huber & Co. Geb. M 7.50

stifters Bruder Klaus zu errichten gedachte. Die tiefe Verehrung des Verfassers für seinen Helden spricht aus jeder Seite. Bruder Klaus steht vor uns wie eine wetterharte Bergtanne, die kräftig in der heimatlichen Erde wurzelt, deren hohe schlanke Krone aber zum Himmel weist. Im ganzen Buch findet sich keine Spur von Schönfärberei, und an gelegentlichen scharfen, selbst harten Urteilen über die kleinlich eigennützige Politik der damaligen Schweizer und noch besonders der engeren Landsleute, ja selbst der Söhne und Nachkommen des Seligen, fehlt es nicht. Gegen manche von Federers Behauptungen und Deutungen ließen sich begründete Einwendungen machen, in den Hauptzügen wurde indes seine Auffassung durch das fast gleichzeitig erschienene Standardwerk des schweizerischen Bruder-Klaus-Forschers Dr. Robert Durrer, der mit Federer zusammen am Sarner Gymnasium studierte, zur großen Freude des Dichters bestätigt.

Ob Federers „Niklaus von Flüe“ auch außerhalb der schweizerischen Grenzpfähle viele Leser gefunden hat oder noch finden wird, mag man bezweifeln, da sich das Werk, in der ursprünglichen Fassung fast ausschließlich, an ein eidgenössisches Publikum wendet. Auf alle Fälle aber verdienten einzelne prächtige Kapitel, wie die wirkungsvolle Gegenüberstellung der beiden berühmtesten Schweizer des ausgehenden Mittelalters, Bruder Klaus und Kardinal Schinner, unabhängig von Landes- und Stammesstranken die weiteste Verbreitung.

In seinem einzigartig schönen autobiographischen Buch „Am Fenster“ hat Federer mit gewinnender Anschaulichkeit die Jahre seiner Kindheit bis zu Beginn der Studienzeit in Sarnen geschildert (vgl. Stimmen der Zeit, Septemberheft 1928). Damals stellte uns der Dichter eine Art Fortsetzung seiner Lebensgeschichte — die Beschreibung der für seine wissenschaftliche, religiöse und ethische Ausbildung äußerst wichtigen Sarner Gymnasiumsahre — in nicht allzu ferne Aussicht. Es war ihm nicht vergönnt, sein Versprechen einzulösen. Mitten in der Vorbereitung und Zusammenstellung dieser von seinen Verehrern und noch besonders von seinen ehemaligen Studiengenossen mit freudiger Spannung erwarteten „Erinnerungsblätter“ wurde der Erzähler vom Herrn über Leben und Tod unerwartet rasch abberufen. So bleibt nun der kleine Band: „Aus jungen Tagen. Nachgelassene Kapitel zur Lebensgeschichte von Heinrich Federer“¹, der einzige, gewiß nicht vollwertige, aber doch dankbar aufgenommene Ersatz für eine erwartete Gabe, die uns auch der tüchtigste Federer-Biograph niemals zu schenken imstande sein wird.

Das mit einem Bild des jungen Dichters nach einer Zeichnung seines Studiengenossen Anton Stockmann geschmückte Buch umfaßt neben der kurzen Einführung des Herausgebers (E. Kindlimann-Blumer) 13 Aufsätze oder kleine Essays und schließt mit einer knappen Auswahl von Federers Gedichten. Von den Prosa-Stücken gehören etwa die Hälfte noch in den Rahmen der Kindheitsgeschichte („Am Fenster“). Sie waren ursprünglich, wie mir der Verfasser kurz vor seinem Tode schrieb, für jenen ersten Band der Autobiographie bestimmt, wurden aber, zumeist aus Rücksicht auf den bereits stattlichen Umfang des Buches, ausgeschieden. Sie handeln vom ersten Gang des naiven Dorf-

¹ 80 (229 S.) Berlin 1928, Grote. Geb. M 5.—

jungen in die Stadt, von der historischen Persönlichkeit der geliebten und gefürchteten alten Jungfer Mätteliseppi, von der ersten Beicht des Knaben und vom „Schicksale des Genius im Dorfe“. Der Held dieser letzteren, feinen Charaktereskizze ist der außerordentlich musikalisch begabte geistliche Herr Frühmesser Rohrer, ein Mann von riesiger Körperstatur, aber im Umgang mit andern zaghaft, kleinmütig und kleinlaut wie ein verschüchtertes Kind. Der knappe Essay offenbart wieder Federers psychologische Einfühlungs- und Darstellungskunst im hellsten Lichte. — Daß die spannend und mit einer starken Dosis von gutmütigem Spott geschriebene und gewürzte Erzählung „Die Hornisse“ auf ein persönliches Erlebnis des Verfassers zurückgeht, ist wahrscheinlich, doch paßt sie nicht in den Rahmen der Carner Studienjahre. Wohl aber gehören dahin die weitern sechs Kapitel, die vermutlich auch nach der Absicht des Dichters in der geplanten Fortsetzung der Lebensgeschichte ihren Platz gefunden hätten. Wenn Federer in seinen ersten Jugenderinnerungen, „Am Fenster“, nicht davor zurückschreckte, die Schwächen und Fehler seines armen Vaters wahrheitsgetreu darzustellen, so scheint es nun, daß er bereit und entschlossen war, im weitern Verlauf der Autobiographie das Unschöne, Unedle und Verkehrte, das seiner eigenen Person in den Jugendjahren anhaften mochte, in ehrlicher Selbstanlage zu offenbaren („Das erste Honorar“). Ein anderes Mal hält sich das junge Studentlein in Gesellschaft seiner Mitschüler im Konviktsgarten auf, da gerade seine abgehärmte, ärmlich gekleidete gute Mutter von einem Gang aus Carnen nach Sachseln zurückkehrt. Er schämt sich der armen Frau, und in seiner Feigheit wagt er sie nicht zu grüßen. Dieses schmähliche Verhalten bereut er freilich so aufrichtig und gründlich, daß er die scharfe, höhnische Zurechtweisung durch einen Mitschüler geduldig einsteckt und der Mutter am Abend nach seiner Heimkehr seine kindliche Verehrung, Liebe und Hochachtung in einer ans Phantastische grenzenden Weise bezeigt („Knabensüße — Knabenbitterkeit“).

Nächst der unvergleichlichen, tapfern Mutter gehört Heinrich Federers dankbare Hochschätzung vorzüglich den Lehrern im Gewande des hl. Benediktus, bei denen er sechs Jahre lang seine humanistische Ausbildung genoß und die auch erzieherisch auf den Sohn ihres ehemaligen Zeichenlehrers und großen Sorgenkinds Paul Federer einen bleibend günstigen Einfluß ausübten. Es ist nicht auszudenken, was aus dem gänzlich mittellosen, für alle Einwirkungen empfänglichen kleinen Heinrich mit dem Vagantenblut in den Dichteradern geworden wäre, wenn er nicht in der kantonalen Lehranstalt in Carnen bei den Benediktinern des Stiftes Muri-Gries in den gefährdetsten Jugendjahren geistigen Anschluß und verständnisvolle Förderung seines Wissensdranges gefunden hätte. Der Dichter war sich zeitlebens der Dankeschuld gegenüber seinen ehemaligen Lehrern tief bewußt. Der ganze zweite Band seiner Autobiographie sollte davon Zeugnis ablegen, und in einem der wenigen ausgeführten Kapitel des vorliegenden Buches, „Vom Gymnasium und seinem Akkusativ“, hat er seinem herzensguten Professor im Französischen und in der Musik ein ungemein sympathisches, ernst-schalkhaftes Denkmal gesetzt. Ebenso behielt er seine Mitschüler in frischer, nie verblassender Erinnerung.

Aus allen diesen Blättern, die von der Carner Gymnasialzeit handeln, spricht die ungekünstelte, naiv-kindliche Freude des geistig wachen, reichbegabten

Verfassers an all dem Herrlichen, Hohen und Schönen, das ihm damals durch tüchtige Lehrer und gleichstrebende Studienfreunde vermittelt wurde. Es ist ein fortwährendes Schwelgen in erlesenen geistigen Genüssen, und der körperlich schwache, seelisch immer rege Weisheitsjünger fühlt sich im geliebten Sarner „Kollegi“ so ganz in seinem Element wie das Fischlein im Wasser. Mit dem jungen Solothurner Eugen Wannier liest er, an den Ufern der Sarner Aa sitzend, Shakespeare und „die Klassiker aller Zeiten aus Reclams unübertrefflicher Bibliothek“, mit dem Obwaldner Anton Stockmann schwärmt er für „die apokalyptischen Reiter des Peter Cornelius und die Herrlichkeiten griechischer und römischer Standbilder“, gegen den selbstbewußten Graubündner Aristokraten Egid Salez ergreift er im Geschichtsunterricht leidenschaftlich Partei für die Gracchen. Unter den Lehrern schätzt er den unheimlich kenntnisreichen, ganz in seinem Fache lebenden Geschichtsprofessor P. Johannes vor allen andern, obwohl dieser grundgelehrte Herr bei seinen unreifen Schülern im allgemeinen keine Spur von Autorität besitzt. In den Vorlesungen von P. Leo Fischer, dem Verfasser von mehreren hübschen Gedichtsammlungen, feinsinnigen Literaturkenner und anerkannten Ästhetiker, vermag er dagegen nicht recht warm zu werden. Die in der Tat arg monotone Vortragweise und die seltsame Schüchternheit dieses in sich verschlossenen Mannes stoßen den nach Kunstenthusiasmus verlangenden Jüngling ab. Das ihm gewidmete Kapitel („Herr Leo“) ist unvollendet geblieben¹.

Rückhaltlose Begeisterung lösten beim Gymnasiasten Federer die Auführungen klassischer Stücke aus, die alljährlich in der Fastnacht auf der damals noch sehr bescheidenen „Studentenbühne“ stattfanden. In Erinnerung an diese Kunstgenüsse, die er als strebsames Studentlein in Sarnen verkostete, gerät der Dichter noch als Sechziger in freudige Erregung. Er gesteht offen: „Seitdem sah ich große Theater und fast alle berühmten Schauspieler des abgehenden und aufgehenden Jahrhunderts bis auf Mainz, die pathetische Sarah Bernhardt, den geschickten Moissi und die zehnmal echtere Duse. Aber sie alle haben mich nicht so gepackt wie jenes schülerhafte Spiel der engen Kollegibühne. Nie werden diese Bilder in meiner Seele erlöschen: dieser wunderbare Spruch Cäsars über Cassius, der derbe Humor des Casca, die Versuchungen des Brutus, der hoheitvolle Sturz Cäsars, Antonius' Brandrede, die Gespensterstunde im Zelt, der prachtvolle Kameradenzank, ehe Cassius und Brutus im Kampfgewühl sterben.... In meinem damaligen, ungereinigten geschichtlichen Sinn wußte ich nicht, ob mir Cäsar oder Brutus oder Cassius besser gefiele; aber mir ahnte, daß es drei unsterbliche Menschentypen der Weltgeschichte seien. Und wahrhaft, sie sind noch heute die Säulen des politischen Geschehens, zwar mit Stehtragen, gebügelten Hosen, frisierem Kopf und dicken Zigarren. Aber noch immer sind diese drei die Hauptlinge der Politik, und noch immer mag Brutus den Machthaber stürzen; es nützt nichts, er fällt ins eigene Schwert, und Cäsars kleine Erben oder der unlautere Cassius obliegen“ (S. 165).

¹ Über den Benediktinerdichter P. Leo Fischer vgl. die „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“ (Magl.-Zeidler) in der Neubearbeitung von Eduard Castle, 3. (Schluß-)Band (Wien 1929), S. 919 f. (Verfasser: Professor Dr. Franz Ranegger).

Wie er sich seines damaligen, von keiner Blastertheit angekränkelten Theaterenthusiasmus nicht schämt, so scheut er sich auch nicht im geringsten, bei jeder Gelegenheit seine ländliche Abstammung und seine Vorliebe für ländliche Art im Gegensatz zu den Anschauungen des Städters zu betonen: „Selig der Mann, der im Dorfe aufgewachsen ist“, beginnt die gemütliebe Erzählung „Ein Kamerad“, in der er einem engeren Landsmann, Adolf Dmlin, ein pietätvolles Erinnerungsblatt widmet, diesem wackeren und dabei so rührend bescheidenen jungen Menschen, der bei dem heldenhaften Versuch, einen im Hochwasser des überschäumenden Sachfler Dorfbaches Verunglückten zu retten, in den Fluten des Sarner Sees den Tod fand. Selbst das schwungvolle Lob, das Federer im nächsten Kapitel der deutschen Muttersprache spendet — „Die große deutsche Orgel“ —, und die wuchtige Schilderung der Tragik des alternden, von seinen Mitbürgern nicht verstandenen, von seiner treuen Gattin bis zu seinem Tode mit schonendster Feinfühligkeit umhегten Luzerner Dichters Arnold Ott („Die Frau des Dichters“) treten gegenüber den Jugenderinnerungen aus der Sarner Periode in Schatten. Die beiden Essays waren vom Verfasser selbst ursprünglich wohl nicht für die Fortsetzung des Buches „Am Fenster“ bestimmt, fügen sich indes nun recht glücklich in den neuen, weiteren Rahmen „Aus jungen Tagen“.

Ob die zwei vor kurzem erschienenen Novellenbändchen: Heinrich Federer, Unter südlichen Sonnen und Menschen¹, und Heinrich Federer, Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit², unter anderem auch einige bisher ungedruckte Erzeugnisse des Dichters enthalten, weiß ich nicht. In beiden Büchern fehlt der Name des Herausgebers und jede aufklärende Einführung. Daß es sich hier zumeist um Zweitdrucke handelt, läßt sich in manchen Fällen schon aus innern Gründen schließen. Trotzdem werden alle Freunde von Federers Muse diese Neuausgaben von ursprünglich nur einem kleinen Kreis von Lesern zugänglichen Erzählungen begrüßen. „Unter südlichen Sonnen und Menschen“ stellt sich als eine Art Fortsetzung der „Wander- und Wundergeschichten vom Süden“ (1924) dar. Auch hier die italienischen Motive und Szenarien, ab und zu in wirksamer Gegenüberstellung zu schweizerischen Bildern und Anschauungen („Zwei Christbäume“). Rom, das hinterste Umbrien und andere Gegenden Mittelitaliens sind die Schauplätze dieser von besinnlichem Humor, fröhlicher Schalkhaftigkeit, heiterem und ernstem Geplauder belebten, stilistisch virtuosen Erzählungen. Die meisten der Novellen offenbaren wieder Federers rückhaltlose Bewunderung für den Poverello von Assisi und auch die dem Dichter eigene, ein bißchen polizeiwidrige, halb ernstgemeinte, halb schalkhafte Sympathie mit den romantischen Gestalten der Wildddiebe, Vagabunden, Wegelagerer, Räuber und ähnlicher Geseßesverächter.

Selbstverständlich steht Franz von Assisi in dem mit vielen hübschen Illustrationen ausgestatteten Büchlein „Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit“ ebenfalls im Vordergrund („Das Lächeln des hl. Franz“). Daß trotzdem die edlen italienischen Banditen nicht ganz ausgeschaltet sind, besagt

¹ Sechs Novellen. 8° (307 S.) Berlin 1929, Grote. M 5.—

² Mit 10 Bildern in Tiefdruck. 8° (182 S.) Freiburg i. Br. 1929, Herder. Geb. M 4.60

schon der Titel. Immerhin ist das betreffende Kapitelchen (S. 47—51) so kurz ausgefallen, daß seine Berücksichtigung in der Überschrift wohl mehr aus verlegerischen als aus innern Gründen erfolgte. Besondere Erwähnung und zugleich uneingeschränkte Empfehlung verdient der außerordentlich ansprechend geschriebene, ziemlich umfangreiche Abschnitt über den hl. Franz von Sales („Der Demokrat Gottes“). Hier spricht Federer als katholischer Priester. Und er tut es mit einer Innigkeit, Wärme, seelischen Teilnahme und einer Kraft der Überzeugung, die beweisen, daß der Dichter religiöse und sittliche Werte im Grunde weit höher schätzte als alle von ihm so gern und so oft und so enthusiastisch bewunderten künstlerisch-literarischen Vorzüge und Leistungen. Der Essay erschien meines Wissens zuerst im Schweizerischen Lokalkalender anlässlich des Franz-von-Sales-Jubiläums (1622—1922). Den Abschluß des Bändchens macht die kurze Skizze „Des großen Bischofs Sterbestündlein“, worin uns der Verfasser ans Sterbebett des willensstarken Mainzer Oberhirten Bischof v. Ketteler führt, dieses mutigen, erfolgreichen Vorkämpfers für die Gerechtigkeit des sozialen Ausgleiches. Der kleinen Erzählung liegt das Leitmotiv Kettelers zu Grunde: „Unsere Religion ist noch nicht wahrhaft katholisch, wenn sie nicht sozial ist.“

Bei aller Anerkennung für Federers seltene Gabe des sonnigen, gemütvollen und gleichzeitig kunstvollendeten Erzählens, Schilderns und psychologisch einführenden Zeichnens haben doch einige Kritiker, darunter auch katholische Rezensenten, dem Dichter bald offen, bald mehr verblümt die Fähigkeit, das Große, Monumentale, Bleibende und Ewige darzustellen, abgesprochen. Ob sie zu diesem Urteil durch objektive Gründe veranlaßt gelangten, ob bei dem einen oder andern von ihnen auch ein Quäntchen Abneigung gegen den ungekünstelten, in keine fertige Rubrik hineinpaffenden Erzähler mitsprach, bleibe dahingestellt. Richtig ist, daß Federer in seinen Werken im allgemeinen schlichte, einfache, dem Leben des Landvolkes, des Bürgers oder Arbeiters entnommene Stoffe und Motive bevorzugt und selbst da, wo er — wie etwa in „Sisto e Sesto“, im „Letzten Stündlein des Papstes“, in seinen Bruder-Klaus-Geschichten — berühmte geschichtliche Persönlichkeiten behandelt, sie mehr nach ihren menschlich edlen oder auch schwachen Seiten zeichnet als in ihrer welthistorischen Bedeutung. Daraus auf einen Mangel an schöpferischem Können bei unserem Dichter zu schließen, liegt vielleicht nahe, ist aber meines Erachtens trotzdem unzutreffend. Mindestens wäre es verkehrt und ungerecht, wenn man das tiefe Verständnis Federers für echten Seelenadel und überragende geistige Größe anzweifeln wollte. Wer seine Werke und schriftlichen Äußerungen in ihrer Gesamtheit überschaut und überdies das Glück hatte, ihn persönlich näher kennen zu lernen, der kann sich des Eindrucks, einer großveranlagten literarischen Führergestalt gegenüber zu stehen, nicht erwehren, und er wird das hohe Lob keineswegs übertrieben finden, das ein Kritiker kurz nach dem Hinscheiden Federers dem Dichter mit den Worten spendete: „Die stärkste dichterische Persönlichkeit unseres katholischen Lagers ist dahingegangen“ (Augsb. Postzeitung v. 2. Mai 1928).

In der Tat, schon die kleine biographische Studie: Heinrich Federer. Aus Briefen und Erinnerungen, von Hans Oser¹, ist geeignet, dem

¹ Fl. 8° (173 S.) Luzern u. Leipzig (v. J.), Räder & Co. Fr. 3.—

Leser ein vollständigeres und auch im ganzen günstigeres geistiges Bild des Dichters und Menschen Federer zu vermitteln, als es bisher von ihm im Umlauf war. Der noch junge Verfasser dieser flüssig und anziehend geschriebenen Gedendblätter ist von Beruf Musiker. Er gehörte in den letzten fünfzehn Jahren zum engeren Freundeskreis des ganz zurückgezogen lebenden stillen Dulders. Ein aufrichtiger, verständnisvoller Bewunderer von Federers hoher Kunst und ein teilnehmender Verehrer seiner durch Leiden und Prüfungen zu abgeklärter Ruhe gelangten sympathischen Persönlichkeit, hat sich Dser doch genügend Selbständigkeit, unabhängiges Urtheil und edle Freimütigkeit bewahrt, um auch die Grenzen der Begabung und die menschlich schwächeren Seiten dieses durch und durch künstlerisch veranlagten Mannes zu erkennen und seiner Einsicht zwar in schonender Form, aber ohne kleinliche Beschönigungs- und Vertuschungsversuche offen Ausdruck zu geben.

Das Bändchen bietet nicht nur eine kurze Lebensskizze Federers und knappe, beachtenswerte Würdigungen seiner Schriften, es hält auch manche Einzeltzüge des Charakters fest, die bisher selbst den Freunden des Dichters kaum bekannt waren. Namentlich gewinnen wir hier zum ersten Mal Einblick in Federers Verhältnis zur Musik. „Sein Musikbedürfnis“, versichert uns der Verfasser, „kannte keine Grenzen, und er gestand mir oft, daß nichts wie die Musik imstande sei, ihn ganz aus der Wirklichkeit herauszureißen, ihn Krankheit und Elend, ja Raum und Zeit vergessen zu lassen. . . . Als ganz junger Gymnast durfte ich ihm einst auf der Durchreise aus den Osterferien eine Beethoven-sonate vorspielen, ohne solide Technik, aber — wie er zu fühlen glaubte — mit innerem Mitempfinden. Er widmete mir im gleichen Augenblick das erste, soeben aus Berlin eingetroffene Exemplar seines ersten Buches ‚Lachweiler Geschichten‘. Seither hat wohl sein liebes, feiertägliches, wenn gleich meist etwas verstimmtes Klavier keinen fleißigeren Benutzer gefunden als mich während der Jahre meiner Musikstudien in Zürich. Es war aber auch nicht möglich, einen dankbareren, ganz auf Genuß und gar nicht auf Kritik eingestellten Zuhörer zu finden als ihn. Lautlos, den Oberkörper wie immer etwas vorgebeugt, das kluge, im Genuß der Musik erheiterte Angesicht seitwärts geneigt, konnte er — den bequemen Fauteuil verschmähend — stundenlang lauschend auf seinem harten Sessel sitzen, alles um sich vergessend, nur Ohr, nur Seele“ (S. 143 f.). In der Musik wie in der Dichtkunst bevorzugte er die großen klassischen Meister. Für die Neueren besaß er zwar viel Interesse, stand ihnen aber im ganzen eher kritisch zurückhaltend gegenüber.

Den menschlich gewinnenden, edlen Eigenschaften seines Helden wird Dser voll gerecht. Abschließend urteilt er über den Charakter des im Umgang rührend anspruchslosen Mannes: „Demut war neben der Wahrheitsliebe und mit ihr nahe verwandt das auffallendste Merkmal seines Wesens. Er ertrug den Tadel — von wem noch könnte man das ohne Übertreibung sagen? — leichter als das Lob. Nur in einem Punkte litt er keine Verdächtigung: wo es sich um seine unbedingte Wahrheitsliebe handelte. Ich sah ihn nie in heftigerer Gemütsaufwallung als einst in einer Sommerferien im oberen Tessin, da ihn eine Dame beim Kartenspiel fast nur Spasses halber bezichtigt hatte, nicht ehrlich gespielt zu haben. Er warf die Karten hin und verließ den Raum, Zornröthe im Gesicht. Eine Natur von solcher Ehrlichkeit ertrug auch bei andern

alles andere eher als Unwahrhaftigkeit und Prahlerei: „Alles kann ich verstehen und alles verzeihen und mich vor jedem verdemütigen, nur vor dem Aufschneider nicht. Wer einen Haufen Dinge prahlt und mir nirgends auch nur den Schein davon beweist, nein, den kann ich nicht ernst nehmen“ (27. Jan. 1914).“

Wertvoll ergänzt wird Dfers kleine Biographie durch die von warmer Anteilnahme und hoher Bewunderung getragene Gedächtnisrede, die Univeritätsprofessor Dr. Harry Maync, gleichfalls ein langjähriger Bekannter des Dichters, dem verstorbenen Freunde am 19. Mai 1928 im Berner literarischen Pen-Klub hielt¹. Maync, der ein größeres Buch über Federer vorbereitet, nennt ihn gleich eingangs „einen echten Dichter von edlem Seelengehalt und feiner Künstlerschaft, einen würdigen Nachfolger der Gotthelf, Keller und C.F. Meyer“. Aber er will ja hier besonders vom Menschen Federer sprechen, wie er sich ihm aus elfjährigem Umgang darstellte, „nach Wesen und Wert“. Er tut es mit Worten höchster Achtung und dankbarer Verehrung: „Seine Freundschaft war mir ein unschätzbare Gewinn, sein Tod ist mir ein unersehblicher Verlust meines Daseins“ (S. 3). Und Maync, der nichtkatholische Literaturhistoriker, schließt seine Würdigung des Freundes mit den Sätzen: „Tief erschüttert stand ich am 2. Mai an seiner Bahre und legte an ihr den Kranz unserer Univerität in den bernischen Farben nieder. An seinem Grabe zu sprechen und Zeugnis von dem teuren Menschen und Dichter abzulegen, war mir nicht vergönnt; in seiner großen Bescheidenheit hatte der Sterbende mit Aufbietung seiner letzten Atemzüge inständig gebeten, man möge ihm keine rühmenden Nachrufe halten; einzig seine geliebte Kirche sollte an seiner Leiche das Wort haben“ (S. 14 f.).

Zweifellos lag Federers dichterische Stärke auf dem Gebiete der Erzählung und literarischen Charakterzeichnung. An dieser Auffassung vermag auch das kurz vor Weihnachten erschienene kleine Buch: Heinrich Federer, Ich lösche das Licht. Gedichte², im wesentlichen nichts zu ändern. Wohl hat diese von der großen Federer-Gemeinde mit freudiger Überraschung begrüßte Sammlung lyrischer und epischer Poesien den vollgültigen Beweis erbracht, daß seine Dichtader nicht nur für das in Prosaform gekleidete literarische Kunstwerk ausreichte, daß er sich bei einiger Übung vielmehr mühelos in allen Arten der Dichtkunst zurecht fand und sehr bald heimisch fühlte. Schon gleich das Titelgedicht: „Ich lösche das Licht“, nach dem der Herausgeber (E. Kindlimann-Blumer) mit reifem Verständnis das ganze Buch benannte, ist in seiner Art ein Kabinettstück formeller Schönheit, treffsicheren Ausdrucks und gedanklicher Tiefe. Ein anderes, kürzeres aus der Frühzeit — vielleicht noch aus der Carner Periode —, „Abend am See“, gehört wohl zum Anmutigsten, was wir an lyrischen Poesien in der neueren deutsch-schweizerischen Literatur besitzen:

Keine Welle regt sich
In der Flut;
Jedes Lüftchen legt sich,
Alles ruht.

Selbst des Ufers Schatten
Regungslos
Weilen auf dem glatten
Wasserschloß.

¹ Abgedruckt unter dem Titel „Meine Erinnerungen an Heinrich Federer“ im „Kleinen Bund“ Jahrg. 1928, Nr. 24.

² Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Anton Stockmann und einem Nachwort. 8° (165 S.) Berlin 1930, Grote. Geb. M 4.80

Aus der kühlen Welle
Nah und fern
Lockt und lacht der helle
Abendstern.

Mit gesenkten Zweigen
Neigt ein Baum
In der Gluthen Schweigen
Sich im Traum.

Ob der Erdencholle
Sanft und sacht
Schwebet ruhevolle
Süße Nacht.

Trotzdem besteht der eigentliche Wert dieser Sammlung weniger in den ganz gewiß nicht geringen künstlerischen Qualitäten der einzelnen Gaben als in der Tatsache, daß sie fast ausnahmslos für die verschiedenen Stappen der dichterrischen Entwicklung ebenso wie des Lebens- und Leidensweges Federers bezeichnend sind. Mag man daher immerhin betonen, daß es sich hier nur um „Gelegenheitsgedichte“ handelt, die der Verfasser selbst zwar für eine spätere Gesamtausgabe in Aussicht genommen hatte, von denen aber viele schon wegen ihres skizzenhaften und fragmentarischen Charakters nicht für eine Veröffentlichung bestimmt waren, jedenfalls sind sie für die Kenntnis des innern Menschen von hoher Bedeutung. Der künftige Biograph Federers wird sie für seine Forschungen ebensowenig entbehren können wie die Briefe, Gespräche mit seinen Freunden (Dser, Maync u. a.) und die autobiographischen Werke „Mätteliseppi“ und „Am Fenster“. Ja man darf wohl kühn behaupten, daß einige dieser ganz persönlich gehaltenen poetischen Erzeugnisse uns einen tieferen Einblick in das Innenleben des Mannes vermitteln als alle andern von ihm bekannten schriftlichen und mündlichen Äußerungen. Neben so wehmütigen Poesien wie „Schweigen“ und „Vorüber“¹ finden sich da die sonnigsten Auslassungen eines gesunden Optimismus, der im ganzen Federers Eigenart kennzeichnet und das Leben des Dichters trotz Krankheit, zeitweiligen bitteren Stunden und Enttäuschungen mannigfacher Art freundlich verklärt.

Meine Schublade.

Kein Mond ist so leis, keine Sonne so keck,
In meine Lade zu gucken,
Wo Märchen nisten und tief im Versteck
Warme Seelchen von Liedern zucken.

Da piepst es und pfeift es in losem Fest,
Keiner kritischen Frage erreichbar.
Das ist meiner Dichtung Vogelneest,
Mit nichts Korrektem vergleichbar.

Wie's die Schale bricht und die Kehle versucht,
Das jüngste Späglein der Jungen,
So tönt und vertönt es und ist nur gebucht
Im Schnabel, der so geklungen.

Konzertieren die andern um Ehr und Ar²,
Wir brauchen nicht fremde Gnade,
Wir Spägen ohn' Amt und Honorar
Singen nur für die eigene Lade.

Mois Stockmann S. J.

¹ Das schmerzliche Erlebnis, das solchen Gedichten zu Grunde liegt — auch die kleine Prosaftizze „Wo schlafen?“ muß in diesem Zusammenhang genannt werden —, behandelt Dser a. a. D. 70—72.

² Ar = Bessig (Hektar). Der Herausgeber schreibt „Ar“. Aber das gibt keinen rechten Sinn.